



Rebellen-Sprecher Dutschke, Demonstranten in Berlin (1967), Studentin Hausmann mit Polizeiopfer Ohnesorg (unten): „Sitz gerade, geh zum

DIE ACHTUNDSECHZIGER

Vollstrecker des Weltgewissens

Erst der Tod des Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 machte aus einer lustigen Revolte den Aufstand der 68er, der Deutschland veränderte. Die Erfolge und Mißerfolge dieser Kulturrevolution beleben und lähmen die Republik bis heute. *Von Cordt Schnibben*

Ob sie das elegante Cape und die Ohrringe an diesem Tag getragen hat, weil sie aussehen wollte wie eine Opernbesucherin oder weil sie damals immer so angezogen war, weiß Friederike Hausmann nicht mehr.

Ob er bei diesem Einsatz vor der Deutschen Oper in Berlin eine Walther P 38

oder eine PPK 7,65 mm umgeschnallt hatte, weiß Hartmut Moldenhauer nicht mehr.

Wann genau am Abend er vor der Oper eintraf, weiß Siegwald Lönnendonker nicht mehr. Aber daß zu diesem Zeitpunkt schon die Nachricht die Runde machte, ein Polizist sei getötet worden, das weiß Lönnendonker genau.

Daß ihre Hände voller Blut waren, nachdem sie den Kopf des ohnmächtigen Studenten auf ihre Handtasche gebettet hatte, hat Friederike Hausmann nicht vergessen, schon deshalb nicht, weil sie ihre roten Hände immer wieder gesehen hat in ihren Träumen. Irgendwo abgewischt hat sie ihre Hände an diesem Abend, und dann hat sie



Friseur, mach die Negermusik leiser“

M. R. RUEZ

weiter „Räuber und Gendarm“ gespielt, wie sie heute sagt, ist mit anderen Studenten durch die Straßen rund um den Ku'damm gezogen, auf der Suche nach Polizisten, vor denen man weglaufen konnte.

Erst gegen Mitternacht war sie dann wieder zu Hause, in der Wohnung, in der sie zusammen mit fünf Studenten lebte, und da muß sie dann wohl noch den weißen Seidendamast aus dem Schrank geholt haben, den sie sich aus Ägypten mitgebracht hatte, und sie veranstaltete eine kleine Modenschau, guckt mal, was das für ein tolles Kleid wird.

Erst am nächsten Morgen dämmerte ihr, was für einen Abend sie erlebt hatte: daß dieser Junge im roten Hemd gestorben war, daß sie den ersten Toten der Studentenbewegung in den Händen gehalten hatte, daß an dem SDS-Gerede von den „Faschisten“, die überall Jagd machten auf die Studenten, wohl doch was dran sein mußte und daß man sich nun wehren müsse gegen „ein neues '33“ und daß es nun wohl vorbei sei mit dem großen Studentenspaß, der in den Morgenzeitungen nur noch „roter Terror“ genannt wurde.

Für den jungen Polizisten Moldenhauer, der den ganzen Abend mit seiner Einheit als letzte Sicherung vor dem Haupteingang der Oper darüber gewacht hatte, daß Bundespräsident Heinrich Lübke und dessen Frau Wilhelmine und dem persischen Schah und dessen Frau Farah Diba nichts passiert, war die Nachricht vom Tod eines Studenten namens Benno Ohnesorg wie ein Einsatzbefehl. Das würde Ärger geben, das war ihm sofort klar, und als der Bürgermeister dann auch noch für die nächsten Tage ein generelles Demonstrationsverbot verhängte, war er auf das Schlimmste gefaßt. Der Haß allerdings, der ihm fortan entgegenschlug, übertraf seine Befürchtungen.

Lönnendonker, Student der Chemie und der Soziologie und der Mathematik, be-



BOEHLBERG / STERN

Kommunarden Obermaier, Langhans
„Sie gehören alle ins Konzentrationslager“

griff schon in der Unglücksnacht, daß da etwas Neues in Bewegung kam, weil im Republikanischen Club und im SDS-Zentrum die verstörten Demonstranten zusammenströmten und plötzlich nach Waffen verlangten und die Kommilitonin Gudrun Ensslin vorschlug, eine Polizeikaserne zu überfallen.

Mit jedem Jahr, das seither verging, wurde klarer, was an diesem 2. Juni 1967 passiert war, und jetzt, 30 Jahre danach, blicken die Übersetzerin Hausmann, der Wissenschaftler Lönnendonker und der Leitende Polizeidirektor Moldenhauer auf einen Tag zurück, der so etwas ist wie die Klimagescheide zwischen zwei Gesellschaften.

Bis dahin war die Bundesrepublik Deutschland eine Art wilhelminischer Obrigkeitsstaat, in dem sich der Untertan schon dann rechtswidrig verhielt, wenn er sich öffentlich über einen Polizisten empörte, der sich rechtswidrig verhielt; ein Land, in dem das Gitarrespielen an einem Brunnen ausreichte, um einen Polizeiaufmarsch auszulösen, und in dem junge Polizisten wie Moldenhauer gedrillt wurden, als sollten sie in den Bürgerkrieg ziehen.

Studenten wie Lönnendonker machten sich Anfang der sechziger Jahre schon dadurch verdächtig, daß sie Marx lasen, etwas, von dem der normale Student annahm, daß es sowieso verboten sei. Zwei Drittel der Studenten bezeichneten sich als apolitisch; die Hochschullehrer herrschten in ihren Talaren wie Fürsten über die Fakultäten, und wenn Studenten doch mal aufmuckten, konnte einem ehrwürdigen Professor schon mal heraus-



LULLSTEIN



Staatsempfang im Schloß Augustusburg (1967)*: Der alte Obrigkeitsstaat

rutschen: „Sie gehören alle ins Konzentrationslager.“

Politische Betätigung an den Hochschulen war nicht üblich, es sei denn, es wurde des 17. Juni gedacht; Diskussionsforen gegen die Südostasienpolitik der USA wurden verboten; und gegen den Vietnamkrieg demonstrierende Studenten mußten sich von Willy Brandt davor warnen lassen, „daß wir Deutsche uns in der Weltpolitik als Lehrmeister aufspielen“. Für die Boulevardpresse waren Demonstranten sowie so „Rowdys“ und „Krawallmacher“, für die FAZ galten die Straßenumzüge Gleichgesinnter als „das dümmste und vergeblichste Mittel politischer Betätigung“.

Jede Menge Gebote und Verbote hatte die deutsche Sofakissendiktatur ihren jungen Bürgern zu bieten – sitz gerade, geh zum Friseur, mach die Negermusik leiser, geh zur Tanzstunde, wasch den Wagen, und wenn Friederike Hausmann zusammen mit ihrem Freund in ein Hotelzimmer wollte, wies man ihr die Tür, und wenn sie im Haus ihrer Eltern übernachteten, hätten die Nachbarn Anzeige erstatten können wegen Kuppelei.

Um Distanz zu bekommen zu diesem Leben, das nicht ihr Leben war, sondern das Leben ihrer Eltern, zogen in den sechziger Jahren immer mehr Westdeutsche in die großen verlassenen Wohnungen West-Berlins und begannen, ein neues Zusammenleben auszuprobieren. Sie saßen in Klubs herum, sie lasen Sartre und Camus, sie verschlangen Marcuse, Marx und Freud, sie hörten Dylan und die Doors, sie tranken Rotwein und Cola-Rum, sie schluckten Captagon und Rosimon Neu, sie empörten

sich über das schlechte Mensaeßen und Bomben auf Hanoi, sie stürzten den Asta-Vorsitzenden Eberhard Diepgen, der Studenten in einer „freiwilligen Polizeireserve für Krisenzeiten“ organisieren wollte, sie sprengten Vorlesungen in Polizeiuniformen und gingen dafür ins Gefängnis, sie bejubelten The Who und den Gitarristen Pete Townshend, weil für ihn der Konflikt zwischen den Generationen „der Beginn einer großen gesellschaftlichen Revolution“ war, sie hatten ihren Spaß und brachten alle Autoritäten zum Tanzen.

Wenn Friederike Hausmann, erschöpft vom Studium der Altphilologie und vom Rebellenleben, um vier Uhr morgens mit dem Nachtbus nach Hause fuhr, blickte sie voller Verachtung und Mitleid auf die Menschen, die zur Arbeit fuhren. So zu leben, als „Spießler“, als „Konsumtrottel“, als „Deutscher“, schien ihr unmöglich; sie lebte in dem Gefühl, ehrlicher zu leben, sinnvoller und moralischer, und zu denen zu gehören, die zur richtigen Zeit am richtigen Ort das Richtige tun, wie ein Surfer, der auf einer gewaltigen Welle vor Glück brüllend dem Strand entgegenfliegt.

Auch der Polizist Moldenhauer spürte die Kraft dieser Bewegung, die ihn ratlos machte und kraftlos und so neugierig, daß er nach Dienstschuß in Teach-ins in der Technischen Universität schlich. Daß das Hochschulgesetz reformiert werden mußte, leuchtete ihm schließlich ein, daß der Vietnamkrieg beendet werden sollte, auch, aber

* Wilhelmine Lübke, Rut Brandt, Schah Mohammed Resa Pahlawi, Willy Brandt, Kaiserin Farah und Bundespräsident Heinrich Lübke.

daß dieser Dutschke als gefährlicher Aufhetzer galt, war genauso klar. Im einzelnen mochten die Studenten recht haben, im ganzen schienen sie ihm größtenteils wahnhaft.

Das Zentrum der Bewegung, die Führung des Berliner SDS, tagte gelegentlich in Lönendonkers Zimmer, wenn dieser spät-abends in seine Wohngemeinschaft kam. Den Schah aus Persien wollten die SDSler eigentlich ungeschoren davonkommen lassen, weil man gerade damit beschäftigt war, den US-Imperialismus und seine Verbrechen in Vietnam zu bekämpfen.

Aber die Journalistin Ulrike Meinhof hatte in einem offenen Brief an die Kaiser-gattin Farah Diba Hunger, Folter, Mord und Rauschgiftsucht in Persien angeprangert; auch die persischen Exilstudenten hatten Stimmung gemacht gegen den verschwundungs-süchtigen Diktator; Rainer Langhans, Fritz Teufel und andere Kommunisten mobilisierten, und deshalb rief schließlich auch der SDS zu jener Demonstration, auf der das alte wilhelminische Deutschland und das neue moderne Deutschland aufeinanderkrachten.

Was sich jahrelang an Spannungen aufgebaut hatte im Wirtschaftswunder-deutschland, entlud sich an diesem heißen Juniabend gewaltsam. Auf alles, was die Jugendlichen haßten an der Welt, konnten sie vor der Oper Parolen und Farbeier schleudern – auf den Pomp lächerlicher Autoritäten, auf die Gewalt der Staatsdiener, auf die Armut in der Dritten Welt, auf die dunkle Vergangenheit der deutschen Elite. Und auf alles, was die Staatsdiener haßten an diesen respektlosen Untertanen, konnten sie ihre Gummiknüppel nieder-sausen lassen – auf ihre dämlichen Sprech-chöre, auf ihre ungewaschenen Haare, auf ihr Geschwätz, auf ihre überheblichen Blicke, auf ihre Schlaumeier-Fressen.

„Heute gibt’s Dresche“, hatten Poli-zisten schon versprochen, als der Schah noch gar nicht zu sehen war, und einem Festge-nommenen hatten die Polizisten zugerufen: „Wenn du noch ein Wort sagst, schlag’ ich dich tot, du Schwein.“ Vorm Betreten der Oper hatte Berlins empörter Bürger-meister Heinrich Albertz seinem Polizei-präsidenten zugezischt: „Wenn ich her-auskomme, ist alles sauber“, und so stürmten seine Männer, kaum erklangen die



Frühere Apo-Aktivistin Hausmann (1997) Ausweg aus der trampelnden Menge



Kommune-Happening 1967 in Berlin mit Baader (l.): Alles ist politisch, die Musik, die Familie, der Orgasmus

ULLSTEIN

ersten Takte von Mozarts „Zauberflöte“, auf die „Störer“ los.

An die große Panik kann sich Friederike Hausmann erinnern, an das verzweifelte Suchen nach einem Ausweg aus der schreienden, blutenden, trampelnden Menschenmenge, und diesen fand sie durch eine Gasse von prügelnden Polizisten in einem Hinterhof.

Dort standen sich dann plötzlich im Dämmerlicht gegenüber der Student Benno Ohnesorg und der Kripobeamte Karl-Heinz Kurras, zufällig, und doch so logisch, als hätte sie jemand dorthin befohlen. Der eine, der Germanistik und Romanistik studierte, wollte sich zum erstenmal selbst ein Bild machen von dem Treiben der rebellierenden Studenten; der andere, der als ziviler Greifer „Rädelsführer“ festnehmen sollte, fürchtete, „daß die Demokratie bei dieser weichen Welle zugrunde gehen“ könne. Beim Aufeinandertreffen des einen Deutschen mit dem so ganz anderen Deutschen löste sich auf seltsame Weise ein Schuß (siehe Seite 114).

Der Tod des Studenten, über den seine Professoren sagten, er sei ein zurückhal-

tender, höflicher, neugieriger und gewissenhafter Student gewesen, machte aus einer antiautoritären Revolte in West-Berlin die Protestbewegung der 68er, die das Land umkremelte und bis heute prägt. Für die Zehntausende, die sich in vielen Städten zu Trauermärschen zusammenfanden, war dieser Tote der Beweis dafür, daß die westdeutsche „Demokratie“ nur auf dem Papier des Grundgesetzes existierte und daß „die Verwirklichung demokratischer Freiheit in allen gesellschaftlichen Bereichen“ erkämpft werden müsse.

65 Prozent der Studenten gaben später an, in den Wochen nach dem Tod seien sie politisch geworden. „Ich bin politisiert worden“, sagten sie die Leute damals, und das war eine Art Eintrittserklärung in eine damals weltumspannende Sekte, deren Bekenntnis war: Alles ist politisch, die Gesellschaft sowieso, die Polizei, die Hochschule, das Theater, die Literatur, die Musik, die Familie, der Orgasmus, und darum

müsse man alles politisch sehen und natürlich alles befreien. „Es lebe die Weltrevolution und die daraus entstehende freie Gesellschaft freier Individuen“, formulierte Rudi Dutschke das Programm dieser Revolte, die kein Programm hatte.

Voller Verachtung und Mitleid blickte sie auf die Menschen, die frühmorgens zur Arbeit fuhren

„Es handelt sich nicht um einzelne Verrückte“, hieß es in einem Analysepapier eines Berliner Senatsdirektors, „es sind die fleißigsten und tüchtigsten Studenten, es ist die allgemeine Grundstimmung unter jungen Leuten. Wenn nicht auf breiter Front das Nötige und Geeignete geschieht, wird Berlin sehr schnell eine existentielle Krise erleben können.“

Man sei durch das Verhalten der Staatsmacht mehr oder minder gezwungen worden, revolutionär zu werden, so beschreibt Friederike Hausmann die Entwicklung der zunächst vopolitischen Bewegung zum politischen Aufstand.

Während einer der vielen Vollversammlungen in der FU stand ein Student



Journalistin Meinhof (1962), Demonstrantin Meinhof (1970), Terroristin Meinhof (1972): Die Mao-Bibel auf dem Nachttisch, das Rezept für

der Germanistik auf und hielt eine lange flammende Rede, die so etwas wie das Manifest der 68er wurde und die mit den Worten endete: „Wir haben ruhig und ordentlich eine Universitätsreform gefordert, obwohl wir herausgefunden haben, daß wir gegen die Universitätsverfassung reden können, soviel und solange wir wollen, ohne daß sich ein Aktendeckel hebt, aber daß wir nur gegen die baupolizeilichen Bestimmungen zu verstoßen brauchen, um den ganzen Universitätsaufbau ins Wanken zu bringen. Da sind wir auf den Gedanken gekommen, daß wir erst den Rasen zerstören müssen, bevor wir die Lügen über Vietnam zerstören können, daß wir erst die Hausordnung brechen müssen, bevor wir die Universitätsordnung brechen können. Da haben wir es endlich gefressen, daß wir gegen Prüfungen, in denen man nur das Fürchten, gegen Seminare, in denen man nur das Nachschlagen lernt – daß wir gegen den ganzen alten Plunder am sachlichsten argumentieren, wenn wir aufhören zu argumentieren und uns hier in den Hausflur auf den Fußboden setzen.“

Der Name des Studenten: Peter Schneider, später bekannt geworden als Schriftsteller, Essayist und Kritiker der 68er.

Zehntausende Schüler, Lehrlinge und Studenten in Bremen, Mönchengladbach und sonstwo verfielen in den folgenden Monaten und Jahren dem Rausch, den „Kampf gegen das Establishment“ aufzunehmen, überall „Manipulation“ zu wittern und mit ätzender Kritik das Weltbild der Autoritäten lächerlich zu machen.

„Wir wußten alles“, sagt Lönnendonker, „wir konnten erklären, wie der Kapitalismus funktioniert und warum er über-

flüssig war, wir hatten den Marxismus und Freuds Psychoanalyse, und wir hatten auf alles eine Antwort.“ Wie Vollstrecker des Weltgewissens fühlten sich die 68er, wie Partisanen einer neuen Weltordnung, die von Frieden, Liebe und Gleichheit zusammengehalten wird. Wo sie hinblickten, ob nach San Francisco, Havanna, Paris oder Tokio, entdeckten sie Mitkämpfer, und wo immer sie hinkamen, konnten sie ihren Schlafsack ausrollen und eine selbstgedrehte Zigarette schnorren.



Polizist Moldenhauer (1997)
Mitglied im Diskussionskommando „47“

Sie konnten gleichzeitig narzißtisch und solidarisch sein, weil Arbeitslosigkeit, Drogen und Aids noch weit weg waren und weil Atomstrahlen, Umweltgifte und das Ozonloch noch keinen ängstigten. Sie lebten in einer heilen Welt und in der Gewißheit, den Sex, die Schule, das Wohnen, die Musik und die Demokratie neu erfinden zu dürfen; und nur eine Macht konnte sie daran hindern, ihren Menschenversuch zum glücklichen Ende zu bringen: das Kapital.

Mit ihren Demonstrationen, Besetzungen, Love-ins und Go-ins setzten diese Träumer des Absoluten der Gesellschaft so zu, daß der Berliner Justizsenator vorschlug, verhaftete Demonstranten generell auf ihren Geisteszustand untersuchen zu lassen. Vermieter in Berlin begannen, bevorzugt an linke Wohngemeinschaften zu vermieten, damit die Wohnungen nach der Revolution nicht mehr beschlagnahmt zu werden brauchten.

Bei Moldenhauer ließ der allgemeine Ungehorsam die Haare über seinen Uniformkragen wachsen und auf der Oberlippe einen Bart sprießen, sehr zum Mißfallen seiner Vorgesetzten und Kollegen. Er war in vorderster Reihe im Studentenkrieg eingesetzt, er gehörte zur „Gruppe 47“, einem Diskussionskommando aus 47 Polizisten, das 1969 nach zwei Jahren voller Straßenschlachten, Knüppelfesten und Wasserwerferorgien gebildet worden war, um die Fronten aufzulockern.

Der Staat war nun hochgerüstet, die Staatsdiener liefen voll verpanzert hinter den Störern her. Moldenhauer spürte bei seinen Diskussionseinsätzen, wie sich die Studenten zu trennen begannen in solche, mit denen man reden konnte, und solche, die in ihm, egal was er sagte, den Hand-



(L.) K. MEHNER, (R.) DPA

den Molotow-Cocktail im Kopf

langer eines Staatsapparates sahen, den es zu zerschlagen galt.

Daß die Bundesrepublik wirklich im Bürgerkrieg versinken könnte, fürchtete er nie, aber daß bestimmte Gruppen der Außerparlamentarischen Opposition (Apo) bereits in dieser Wahnvorstellung lebten, merkte er schon. Spätestens als in Frankfurter Kaufhäusern Brandsätze hochgingen und einer der Täter, Andreas Baader, mit Ulrike Meinhofs Hilfe aus dem Gefängnis befreit wurde, war klar, daß die zweijährige Straßenparty zu Ende war. Die Apo begann, sich selbst zu zerstören.

Die wenigsten griffen zur Kalaschnikow, viel mehr gingen in realistischer Einschätzung der Schwäche studentischer Kampfverbände auf die Suche nach dem revolutionären Proletariat. Die einen glaubten, es in der 1968 neu gegründeten Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) zu finden, die anderen gründeten die Kommunistische Partei Deutschlands/Aufbauorganisation (KPD/AO), wieder andere die Proletarische Linke/Parteiinitiative (PL/PI) oder den Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW); etwa hunderttausend 68er machten sich auf den Marsch in die SPD.

392 sogenannte linksextremistische Organisationen zählte das Innenministerium 1971. Bis 1976 wurden fast ein halbe Million Lehrer und andere Beamtenwärter auf ihre Verfassungstreue überprüft – so versuchte der Staat den von Rudi Dutschke angekündigten „Marsch durch die Institutionen“ aufzuhalten. Friederike Hausmann durfte nicht Lehrerin werden, weil sie Mitglied in der „Liga gegen den Imperialismus“ war und das Nummernschild ihres Autos ein paarmal in der Nähe verbotener Demonstrationen notiert worden war. Sie

zog 1977 als Übersetzerin nach Italien und kehrte erst 1984 nach München zurück.

Ihre Jahre in ihrer antiimperialistischen Sekte sind ihr um so unheimlicher, je weiter sie zurückliegen. Der Realitätsverlust, die Ergebenheit und die Kritiklosigkeit machen ihr angst; über das Leben, das sie führte – nach drei Stunden Schlaf um vier Uhr aufstehen, um Flugblätter an schimpfende Arbeiter zu verteilen –, kann sie heutzutage immerhin lächeln.

Warum eine mächtige, lustvolle Bewegung, die alle Autoritäten in Frage stellte, zerfiel in autoritätsgläubige, schlechtgelaunte Kleingartenvereine, versteht sie so wenig wie Lönendonker. Er mußte, zum Zwecke der Arbeiteragitation, ein halbes Jahr in einem Stahlbetrieb arbeiten, zog es aber dann doch vor, aus der PL/PI auszuscheiden, sich fortan und bis heute mit dem Schicksal seiner Kampfgenossen zu beschäftigen und an der FU das Archiv „Apo und soziale Bewegungen“ aufzubauen.

Das Ende der Apo, so sieht es ihr gründlichster Erforscher, kam, als sie anfang, die Antworten zu geben auf die Fragen, die sie aufgeworfen hatte. Wie können Kindergärten kindgemäßer sein, wie können die Schulen lebensnäher, wie können die Hochschulen berufsorientierter und demokratischer werden – darauf Antworten zu geben war noch relativ einfach. Wie kann die Demokratie weniger parteienbeherrscht sein, wie kann der Wohlstand gerechter verteilt, wie kann die Wirtschaft krisenfester, wie kann die Gesellschaft durchlässiger werden – darauf fiel den Chefideologen der Apo nichts ein, nur immer: Sozialismus. Und wie der auszusehen habe und wie man ihn erreichen könnte, darüber stritten sich die kommunistischen Gruppen so lange, bis von ihnen nichts mehr übrig war und schließlich auch der Sozialismus von der Erde verschwunden war.

Die simpelste Antwort auf alle Fragen und das radikalste Ausleben aller Gewaltphantasien der 68er muß man den Frauen und Männern bescheinigen, deren Bilder schnell in mehr Amtsstuben hingen als das Bild des Bundespräsidenten. Ulrike Meinhof hatte gegen den Schah mobilisiert, Holger Meins saß im Ermittlungsausschuß zur Aufklärung des Todes von Ohnesorg und drehte anschließend einen Lehrfilm über die Herstellung von Molotow-Cocktails, Andreas Baader saß am 2. Juni im Gefängnis wegen Motorradiebstahls, und Gudrun Ensslin sagte in jener Todesnacht im SDS-Zentrum: „Dies ist die Generation von Auschwitz, mit denen kann man nicht argumentieren. Wo kriegen wir Waffen her?“

Es dauerte noch einige Zeit, bis sie Waffen hatten, aber bereits nach dem Vietnamkongreß im Februar 1968 verwandelten ei-

nige SDSler um Bommi Baumann das dort gesammelte Geld in Bomben (und LSD). „Die Konfrontation mit der Staatsgewalt ist zu suchen“, hatte Dutschke formuliert, und die bewaffnete Fraktion der Apo suchte diese Konfrontation so lange, bis der Obrigkeitsstaat durch neue Gesetze und neue Waffen besser gerüstet war als vor der Revolte.

Zwei Jahre lang hatte die Party gedauert, acht Jahre lang wurde aufgeräumt, spätestens nach dem deutschen Herbst von 1977 herrschte wieder Ruhe im Land. Die brutalsten Rebellen waren tot, die größten Dogmatiker waren zu Clowns geschrumpft, die Haschrebellen zogen von einem Open-Air-Festival zum nächsten oder in die Entziehungskuren, und das Heer der Ho-Ho-Ho-Tschi-minh-Sprinter saß nun in Lehrerzimmern und Kindergärten, auf Richterstühlen und in Anwaltskanzleien, in Redaktionen, in Volkshochschulen und Universitäten.

Eine geschlossene Bewegung sind die 68er nie gewesen, und deshalb mußten sie als politische Bewegung scheitern, gleich mehrfach. Das erstmal 1968, als der revolutionäre Sturz des Kapitalismus scheiterte und in der Modernisierung desselben endete. Das zweitemal in den Siebzigern, als der Zukunftsglaube der 68er im Loch der ökologischen Bedrohung verschwand. Das drittemal in den Achtzigern, als im hedonistischen Wirbel der Moden auch dem



U. MAHLER / OSTREUDZ

Apo-Forscher Lönendonker: „Wir wußten alles“

letzten klar wurde, daß das, was als politischer Aufstand gegen „den Westen“ begonnen hatte, kulturell zu dessen Vollstrecker geworden war.

Die Verwestlichung des Alltagslebens in der Bundesrepublik ist der große (ungevollte) Erfolg der 68er; der Sieg von Jeans, Mini-Rock und Beat über das dumpfe Deutschtum der frühen Sechziger, die Vermehrung des multikulturellen jungen Deutschen, der sein Lebensgefühl zusammenbaut aus den Kulturen junger Engländer, Franzosen und Amerikaner, weil er sich denen näher fühlte als seinen Eltern.

Erfolgreicher als alle Re-education-Versuche der Amerikaner sei die 68er-Bewegung gewesen, bilanzierte ein ehemaliger

Mord ohne Mörder

Warum der Mann, der den Studenten Benno Ohnesorg erschoss, nie verurteilt wurde



FOTOS: ULLSTEIN

Schütze Kurras nach dem Freispruch (l.)
„In seiner Urteilsfähigkeit eingeschränkt“

Im Weinmeisterhornweg wirken die Jägerzäune spitzer, die Rasen strenger gestutzt als anderswo in Berlin-Spandau. Vielleicht ist das so, wenn man in unmittelbarer Nähe zur Mauer gelebt hat. Hier im äußersten Zipfel der freien Welt hat man zusammengehalten, und noch immer wird ein Fremder nach dem Wohin und Woher gefragt.

Karl-Heinz Kurras ist längst pensioniert, aber immer noch geht er jeden Mittag in Freizeitkleidung zum Dienst. Er ist ein braungebrannter, drahtiger Mann, knapp 70 Jahre alt, und er hält sich gut. Aber es fehlt etwas an seiner Erscheinung. Erst in Uniform wirkt er komplett.

Er trug Zivil, einen graublauen Anzug, als er am 2. Juni 1967 den Schuß abgab, an dem der Berliner Student Benno Ohnesorg starb. Danach hat er zunächst seine „Waffe in Ordnung gebracht“, sagt er später vor Gericht, und seine „Kleidung ein wenig geordnet“.

„Ohnesorg rannte davon“, erinnert sich der pensionierte Polizist Horst Geier, „verfolgt von zwei Schutzpolizisten, links und rechts, die ihn festnehmen wollten. Sie hatten ihn schon fast.“

Die Augenzeugin Erika S. beobachtete ebenfalls den Fluchtversuch und „zwei uniformierte Beamte, mit Schlagstöcken

in den Händen“, die „versuchten, ihn daran zu hindern“. Doch „von hinten tauchte plötzlich ein uniformierter Beamter auf aus dem Dunkel und schlug dem Mann im roten Hemd mit dem Schlagstock von hinten auf den Kopf. Der Getroffene sank langsam in sich zusammen, und nun kamen die beiden Polizisten hinzu, und zu dritt schlugen sie auf ihn ein“. Irgendwann „zwischen all diesen Geschehnissen“ hat sie „einen Knall gehört“, aber nicht als Schuß interpretiert.

Auch Geier vernahm den Knall. Er stand „etwa einen halben Meter links hinter Kurras“, so erinnert er sich, sah den Schützen aufrecht dastehen, mit der Waffe in der Hand, und schrie: „Bist du wahnsinnig, hier zu schießen?“ „Die ist mir losgegangen“, hörte er Kurras stammeln. Er selbst habe „Angst gehabt“, sagt Geier heute, „daß der einen Polizeibeamten trifft. Wenn er sich ein bißchen gedreht hätte, hätte er mich erwischt“.

In jenem Hinterhof, sagt Kurras im November 1967 vor der 14. Großen Strafkammer des Berliner Landgerichts, sei er „von zehn oder elf Personen brutal niedergeschlagen worden“, er wurde von „zwei jungen Männern mit Messern“ bedroht. Also zog er „im Liegen meine Dienstpistole hervor“ und gab „mit der linken Hand den ersten Warnschuß in die Luft ab“. Allerdings sei der Kampf um seine Pistole dann noch heftiger entbrannt. Er habe noch einen Warnschuß abgeben wollen, doch „durch das Zerren und Ziehen löste sich der verhängnisvolle zweite Schuß“. Er beruft sich auf Notwehr.

Seltsam: kein einziger Zeuge hat die Männer mit den Messern gesehen. Niemand hat den Warnschuß registriert, niemand kann bestätigen, daß sich Kurras in Bedrängnis befand, als er den hörbaren Schuß abgab – nicht einmal Geier, der in nächster Nähe stand. Kurras will in diesem Moment massiv bedroht und verletzt worden sein, der Polizeiarzt findet auch Prellungen im Schulter- und Nackenbereich („wie von Handkantenschlägen oder Stockschlägen“) – aber als er die Waffe benutzte, versichert eine Vielzahl von Zeugen, hatte die Polizei die Lage im Hinterhof längst im Griff.

Kurras, merkte der psychiatrische Gutachter an, habe sich in höchster Erregung,



Ohnesorg (r.) kurz vor und nach dem tödlichen

in einem „vorübergehenden psychogenen Ausnahmezustand“ befunden – vielleicht habe er Messer gesehen, wo es keine gab, und sich dementsprechend bedroht gefühlt. Als „Putativ-Notwehr“ bezeichnet der Verteidiger den tödlichen Schuß.

Daß Kurras „in seiner Kritik- und Urteilsfähigkeit erheblich eingeschränkt“ war, glaubt auch der Vorsitzende Richter. Letztlich sei „nicht mit Sicherheit zu klären, was der Angeklagte falsch gemacht habe und daß er dies anders hätte machen können“, entscheidet das Gericht und spricht Kurras frei. „Wenn eine Pistole der Polizei losgeht“, war daraufhin in der WELT zu lesen, „dann schießt der Staat und nicht der Polizeibeamte.“

Schoß er in Panik? In Wut? Was hat er gesehen in jenem Moment, als er abgedrückt hat?

Der Beschuldigte sei ein ausgeglichener Mensch, befand der Gutachter, leicht labil, aber nicht sonderlich aggressiv. Kurras stammt aus Ostpreußen, der Vater saß er wegen „antisowjetischer Propaganda“ im stalinistischen Internierungslager Sachsenhausen. Die Lust am Widerstand hatte er verloren.

Er brauchte sie auch nicht mehr: Die Ordnung, die er nach 1949 in West-Berlin vorfand, war ganz und gar seine. Er ging zur Schutz-, später zur Kriminalpolizei, wo er als guter Schütze galt.



Schuß: „Wenn eine Pistole der Polizei losgeht, dann schießt der Staat und nicht der Polizeibeamte“

Vielleicht war er am 2. Juni 1967 wirklich „benommen“, wie der Zeuge Geier noch heute glaubt. Und womöglich fürchtete er sich tatsächlich: nicht vor konkreten Personen, sondern vor dem Chaos, dem Protest an sich.

Es sei „nicht widerlegbar, daß er sich in einer lebensbedrohlichen Lage“ glaubte, entscheidet im Dezember 1970 auch die 10. Große Strafkammer, als Revisionsinstanz: Wieder folgt Freispruch, der im März 1971 rechtskräftig wird. Nach vier Jahren Suspendierung darf er zwar wieder im Polizeidienst arbeiten, aber nur im Innendienst an der Fahndungskartei. Seine Dienstwaffe gibt er in Absprache mit dem Polizeipräsidenten „freiwillig“ unter Verschuß.

Er hält das nicht lange aus. Im Sommer 1971 verliert Kurras ein zweites Mal die Kontrolle über sich selbst: Er wird betrunken im Park aufgegriffen, und in seiner Aktentasche finden sich ein Stichelmesser und die Dienstwaffe, die er nicht tragen darf. Er habe sich bedroht gefühlt, gibt er zu Protokoll. Nachdem Polizisten die junge Terroristin Petra Schelm erschossen hatten, fürchte er wieder um sein Leben.

Die Polizei verstößt ihn nicht. Er wird zum Kriminaloberkommissar befördert, geht Ende 1987 in Rente, lebt ein möglichst unauffälliges Leben mit seiner Frau im vierten Stock eines Spandauer Mietshauses. Hier im Weinmeisterhornweg ist er sicher. Die Wohnungstür ist tresorartig geschützt mit besonders sicheren Sicherheitsschlössern. Über den 2. Juni 1967, jenen Tag, als ein deutscher Beamter kurz die Haltung verlor, möchte Karl-Heinz Kurras nicht reden.

SDS-Sprecher, und Richard von Weizsäcker attestierte der „Jugendrevolte“, eine „Vertiefung des demokratischen Engagements in der Gesellschaft“ bewirkt zu haben. Der radikal vertretene Anspruch, mehr sein zu wollen als Stimmzettelankreuzer, und die mittlerweile utopisch anmutende Erfahrung, etwas bewegen zu können, obwohl es immer so ausgesehen hat, als würde sich nie etwas bewegen, haben die Bürgerinitiative der Apo zum Vorbild für Hunderte und Tausende großer und kleiner Bürgerinitiativen gegen Tierversuche, Atomkraftwerke und Hundekot werden lassen.

Die Kulturrevolution der 68er ist eine Kette erfolgreicher Niederlagen: Durch den Aufstand gegen die Erwachsenenwelt und die Faltenrockordnung verhalten die, die den Konsumterror mit Wort und Flamme bekämpften, der Jugendindustrie und ihrem Rauch-, Sauf-, Mode- und Musikfetischismus zum Durchbruch. Es wird die Rebellen, die den Kapitalismus stürzen wollten, nicht glücklich machen, daß man ihr Wirken mißt an der Veränderung des Rocksauts und der Kleiderordnung, aber tatsächlich war die Bewegung der 68er ein erfolgreiches Innovationsprogramm eines Kapitalismus, der an Hierarchie, Bürokratie und Spießigkeit zu ersticken drohte.

Ein wunderbares Sackhüpfen sei „68“ gewesen, sagt der große italienische Linksradikale Adriano Sofri über den zweifelhaften Sieg, „ich glaube, wir wurden Zweite“.

Die Jugendlichen der achtziger Jahre hatten keine Lust, das Sackhüpfen fortzu-

setzen. Die Punks der Siebziger hatten noch brav ihre Rebellenrolle erfüllt, die alle Welt seit den Sechzigern von Heranwachsenden erwartete. Die Aufsässigen der Achtziger fanden es rebellischer, nicht rebellisch zu sein. Rebellisch war nur, wer die richtigen Platten hörte und die richtigen Schuhe trug und das richtige Leben im falschen genoß. Der 68er wurde vom Guerillero zum Trottel, zum Moralisten im selbstgestrickten Pullover, zum Mahner mit Bee-Gees-Frisur, zum ewig jungen Spaßverderber.

Nachdem die Nach-68er fertig waren mit den 68ern, fielen die Vor-68er über die 68er

her, pünktlich zum 25jährigen Jubiläum der Revolte. Die „antiautoritäre Erziehung“ der 68er sei verantwortlich dafür, daß sich rechte „Mordbrenner als Avantgarde“ (Helmut Schmidt) fühlen können; die „Maßstäbe“ hätten sich „im ätzenden Säurebad der Kritik aufgelöst“, die „moralische Eigenbrötlei der 68er-Rebellen“ habe „die Gemeinschaft auf dem Altar der Gesellschaft geopfert“ (Theo Sommer); diese

Generation habe „das Fehlen einer moralischen Substanz in der deutschen Gesellschaft“ zu verantworten, habe „das Gefühl für Solidarität“ geschwächt und den „moralischen Grundkonsens, auf dem die Entwicklung der Nachkriegszeit in der Bundesrepublik beruhte, in Frage gestellt“ (Kurt Sontheimer).

Als wäre Rudi Dutschke Bundeskanzler gewesen und er selber SDS-Führer, so macht Helmut Schmidt die „Entwicklung an unseren Schulen und Hochschulen“ für das gegenwärtige „rücksichtslose Spekulantentum in Unternehmen“ verantwort-

Es wird die Rebellen nicht glücklich machen, daß man ihr Wirken an der Veränderung des Rocksauts mißt

lich, natürlich auch für die „Gewalt im Fernsehen“.

Für die vielen Talkshows sollen die 68er auch verantwortlich sein, weil sie ja soviel diskutierten damals, für die Rauschgifttoten sowieso, für die Politikverdrossenheit, für Aids, sicher wird man ihnen irgendwann auch den Zweiten Weltkrieg anhängen, weil es ja die Eltern der 68er waren, die in den Krieg gezogen sind. So gern der Alt-68er verantwortlich wäre für alles Bunte, Schöne, Zivilisatorische, was diese Republik hat, so gern möchte der 68er-Hasser die Rebellion gern verantwortlich

Auch die Techno-Bewegung, die antrat, „die Gesellschaft mehr zu verändern als die 68er“ (FRONTPAGE), und die eine Zukunft ohne Rassismus, ohne Sexismus und ohne Gewalt vorleben wollte, ist nicht mehr als eine Partymaschine, aber auch nicht weniger.

Jede Generation ist fest davon überzeugt, daß die nachfolgende Generation verkommener und dümmere ist – und entbehrlich. Man mag darum Helmut Schmidt nachsehen, wenn er den „25jährigen von 1968“ attestiert, „als 50jährige“ hätten sie „keine ausreichende Führungskraft“.

gelassen hat, da gab es keine Berufsverbote.“ Einige ihrer SDS-Freunde hätten in der deutschen Wirtschaft Karriere gemacht, aber von denen spricht sie nicht mit Respekt, sondern mit Ironie.

Distanz zu halten „zum System“ ist für viele 68er wichtig geblieben, also analysierende Voyeure der Gesellschaft zu sein, sich im Milieu der enttäuschten großen Hoffnung zu bewegen, wie eine Frau, der die große Liebe ihres Lebens davongelaufen ist und die sich nun mit einem Langweiler in einem Reihenhaus durchs Leben schlagen muß.

Die Ansprüche an das Leben, gewachsen in den Jahren, als Geschichte wie das Produkt der eigenen Selbstverwirklichung schien, sind die wenigsten wieder losgeworden, die Karrieristen nicht, die Verweigerer nicht, die Verlierer nicht – sie unterscheiden sich nur dadurch, wie oft sie die Konfrontation mit diesen Ansprüchen zulassen.

Als kreative Unternehmer sind nur ein paar aufgefallen, einer ließ Brillen in Nicaragua fertigen und zum Nulltarif verkaufen, ein anderer produziert ökologische Putzmittel, doch bekannter sind die Unternehmerkinder geworden, die ihre Millionen beim Vietcong ließen oder in die Erforschung der Gesellschaft investierten. Diejenigen, die sich als Manager in den Kampf gegen das Großkapital stürzten, trafen in den Unternehmen auf eine Führungselite, die durch die Nazis darauf getrimmt waren, „nach den Maximen eines Generals“ (CAPITAL) zu handeln: „Pflichterfüllung und letzter Einsatz“; 25 Jahre nach dem Beginn ihres langen Marsches mußten sich die Apo-Ökonomen vom Chef-Volkswirt der Deutschen Bank bescheinigen lassen, es sei „eine Katastrophe, daß jetzt im mittleren Management lauter ehemalige 68er sitzen“, die faul seien und träge und auf staatliche Konjunkturprogramme hofften.

Als die Konrad-Adenauer-Stiftung die Karrieren von hundert Apo-Veteranen durchleuchtete, fand sie keine „spektakulären Karrieren im Staatsdienst oder in der Wirtschaft“; bei einer Untersuchung der Lebensläufe deutscher Hochschullehrer fielen 25 ehemalige SDS-Aktivisten auf – nur Kämpfer „aus der dritten Reihe“, wie Lönnendonker meint, die aus der ersten Reihe hätten keine Chance gekriegt.

Eine neue Elite habe sich „die Wirtschaft“ erhofft, als die Studenten Mitte der sechziger Jahre aufbegehren, sagt Lönnendonker, also besser ausgebildete Hoch-



SUDD. VERLAG

Osterunruhen in Berlin (1968): „Gemeinschaft auf dem Altar der Gesellschaft geopfert“

machen für alles Böse, Kaputte und Verfluchte.

Nur wenige gingen so weit wie der konservative Publizist Ludolf Herrmann und behaupteten, die Rebellion von 1968 habe mehr Werte zerstört als das Dritte Reich. Aber Haß auf '68 ist ein weitverbreitetes Hobby und ist unter Alt-68ern, die sich ihrer Irrtümer schämen, ebenso verbreitet wie unter denen, die ihre Verachtung an dem Leben abarbeiten, das sie nicht geführt haben, als sie jung waren.

Zwischen „nichts bewirkt“ und „alles ruiniert“ pendeln die Rückblicke im Fünf-Jahres-Rhythmus der Gedenktage hin und her, und daß auch 1998 wieder alle auf 1968 starren und herumprügeln werden, liegt daran, daß die Nach-68er von der Vergeblichkeit aller großen Alternativen überzeugt waren und sind.

Schon damals, nach dem Tod von Benno Ohnesorg, hatte ein besorgter West-Berliner in einem Brief an den Asta der FU das kommen sehen: „Man bekommt Angst vor der Zukunft, weil man sich fragt, soll das einmal unsere führende Schicht werden? Heute stellen sie sich gegen Sicherheit und Ordnung mit Eiern und Tomaten, sie randalieren gegen jeden und alles. Was werden sie erst tun, wenn sie in den führenden Positionen stehen?“

Daß die Aktivisten des Aufstandes heute in diesen Höhen nicht zu finden sind, sei nicht verwunderlich, findet Apo-Forscher Lönnendonker, schließlich sei es ein Lob, den Wortführern einer antiautoritären Bewegung vorzuwerfen, sie hätten keine Führungsqualitäten. „In Italien“, sagt Friederike Hausmann, „sind die Apo-Führer nach oben gekommen, weil man sie rein-

schulabsolventen, praxisorientierter, welt-offener, selbständiger, deshalb habe die Wirtschaft mit der Hochschulreform sympathisiert. Denn mit den Ordinariuniversitäten, mit der Hierarchiegesellschaft, mit den ständischen Strukturen der Adenauer-Republik war die beginnende neue industrielle Revolution nicht zu meistern.

Von „Reformstau“ redeten damals die Gesellschaftskritiker und vom „Bildungsnotstand“; die Leitartiklerin Ulrike Meinhof forderte „wirtschaftliches Wachstum“ und „mehr Gemeinwohl“ und „mehr Rechtsstaat“; Rudi Dutschke kritisierte fehlende Demokratie in den Parteien, sie seien „nur noch Plattformen für Karrieristen“; Karl Jaspers beklagte „das Fortwursteln der Regierung“ und die „Parteienoligarchie“ und fragte ängstlich: „Wohin treibt die Bundesrepublik?“; all das liest sich heute wie ein Zusammenschnitt aus dem, was die beiden höchsten Kritiker der Republik, Richard von Weizsäcker und Roman Herzog, in den letzten Jahren an Politikschelte abgefeuert haben.

In ihrer innenpolitischen Ratlosigkeit gleicht die heutige Republik jener Mitte der sechziger Jahre. Der Polizist, sagt der Polizist Moldenhauer, sei der Seismograph der Gesellschaft, der merke als erster, wenn etwas schief laufe im Land. 1966 hat er das gespürt, dann später mit den Atomkraftgegnern, dann mit den Hausbesetzern, aber jetzt sei da ein Beben in der Stadt, das ihn unruhig mache.

Er ist seit 35 Jahren Polizist und ist stolz darauf, nie einen Menschen mit dem Knüttel geschlagen zu haben, „nur mal einen Besoffenen mit dem Handschuh ins Gesicht“. Irgendwo zwischen Ordner, Sozialarbeiter und Pfarrer sieht er seinen Job, ein Polizist brauche „soziales Empfinden“ und müsse „Aggressionen abbauen“; das klingt, als rede Dutschke. Moldenhauer ist Leitender Polizeidirektor und plant die Großeinsätze in Berlin, auch jedes Jahr die Schlacht zum 1. Mai.

Das ist immer wie ein Geländespiel, wie ein Videospiele, mit Scharen von Kindern hat man es da zu tun, und die werden immer jünger, aber nicht das ist es, was ihn unruhig macht. Da wachse etwas heran in den nächsten Jahren, das gefährlicher sei als '67, und dem ist er begebenet, als er am Reichstag den Haß in den Gesichtern der demonstrierenden Bauarbeiter gesehen hat. „40 000 von denen sind hier arbeitslos, und 35 000 ausländische Arbeiter arbeiten

auf den Baustellen. Das war diesmal schon haarscharf am Rand, das hätte schon jetzt explodieren können.“ Wenn es soweit ist, möchte er nicht mehr Polizist sein.

Einen Teil seiner Probleme hat dieses Land trotz '68, einen Teil wegen '68. Trotz '68, weil der Abbau des bürokratischen Obrigkeitsstaates irgendwo steckenblieb zwischen RAF-Terror und Staatsschutz und weil die Apo daran scheiterte, Partei zu werden und die Parteienoligarchie aufzubrechen; wegen '68, weil sich aus der Konkurrenzmasse der kritischen Bewegung ein zäher kritischer Brei entwickelt hat,

SPD gesickert war, also vor allem die Hoffnung, der Staat könne immer mehr Schreibtische hinstellen, und die Illusion, der Kapitalismus könne auf dem Verwaltungswege sozialistisch werden.

Schröder gehöre zu den Menschen, sagt Friederike Hausmann, bei denen es ihr noch immer kalt den Rücken runterlaufe. Moderner als Kohl, glatter als Clinton, blasser als Blair, „der Gegentyp zu einem 68er“. Dem könne man nicht böse sein, sagt Lönnendonker, „der ist sich treu geblieben“, der sei schon damals so gewesen. Man brauche einen Feind, predigt er



Love Parade in Berlin (1995): Für eine Zukunft ohne Sexismus und Gewalt

der sofort und automatisch über alles schwappt, was neu ist, seien es neue Ideen, Anrufbeantworter, Hollywood-Filme, Schulcomputer oder Handys.

Die Deutschen vom Prinzip „Mißtrauen“ wieder auf das Prinzip „Hoffnung“ umzustimmen, hat Gerhard Schröder übernommen, er möchte nun in den Gen-, Bio- und sonstigen Technologien vor allem Chancen und nicht Risiken sehen. Auf dem SPD-Kongreß „Innovationen für Deutschland“ redeten er und andere führende Sozialdemokraten zwar viel von „Zukunft“, „Modernisierungsstrategie“ und „2000“, aber es klang mehr nach „1960“ und „Ludwig Erhard“. Vor allem auf Wachstum setzt Schröder wieder, an den Unternehmer und den Markt glaubt er, und auf die USA läßt er nichts kommen. Fast nebenbei räumte er das ab, was durch '68 und danach in die

seinen Studenten, wenn sie bei ihm im Apo-Archiv sitzen und fragen, was man als Student heute von '68 lernen könne. Deren Situation sei so mies, die rechtfertige jede Revolte, „aber sie ist so mies, da macht keiner eine Revolte, da reißt er lieber Seiten aus den juristischen Lehrbüchern, damit sie der andere nicht lesen kann“.

Die Tür fliegt auf, sein Büro nachbar Bernd Rabehl, ein alter Kampfgefährte von Dutschke und jetzt Archivar dank Lönnendonkers Fürsprache, schaut herein und fragt: „Was bist du so erregt, was ist los, ich dachte schon, du telefonierst mit deinem Steuerberater.“

Im nächsten Heft

Fritz Teufel, der 68er, der vom Spaß-Guerrillero erst zum Terroristen und dann zum Fahrradkurier wurde.